

Henri Feddersens coming out

Wer von Gott nichts wissen will,
dem stösst zu,
was er am meisten fürchtet;
wer dagegen zu Gott gehört,
bekommt, was er sich wünscht.

Spr. 10,24

Es war noch stockdunkel,
als ich damals in die Küche hinuntergeschlichen bin und versucht habe,
so leise wie möglich das Frühstück vorzubereiten.
Es sollte eine Überraschung werden für meine geliebten Eltern.
Leider war ich nicht leise genug.
Als ich fast fertig war, stürmte meine Mutter in die Küche und schrie:
„Was machst du da? Du dummer Junge.
Lass gefälligst die Finger vom Gas oder willst du uns das Haus abfackeln?“

Vor Schreck glitt mir der Kaffeefilter aus den Händen und mein Mut
zerschellte in tausend Stücke.

Mein Vater war nicht da um mich in Schutz zu nehmen.
Jetzt, wo ich ihn dringend gebraucht hätte, fuhr er wieder die Frühschicht.
Sekundengenau chauffierte er in seinem Bus die halbe Stadt zur Arbeit.
Dabei grüßte er jeden freundlich, hatte seinen Frieden und war allseits
beliebt.

Wie jedes Kind, das sich fälschlicherweise für sein Versagen schämte,
vergrub auch ich meine Ablehnungsschmerzen tief in mir.
Um in Zukunft diese Qualen nicht noch einmal mitmachen zu müssen,
lebte ich fortan nur noch das brave Kind in mir aus.
Das traurig und wütende Kind in mir habe ich vergessen.
Und damit hat in aller Stille ein Vulkan in mir angefangen zu rumoren.

Später, nach einer halbherzigen Ablösung von meinen Eltern machte ich rückgratschwacher Mensch Staats- und Kirchengesetze zu meinen Ersatzeltern und vergass den lebendigen Gott – den ich ja gerade durch die Kirche hätte kennen lernen können – völlig.

So, wie jedes enttäuschte Kind, welches es gut meinte oder so, wie jeder junge Mensch, der keinen Vater hatte, welcher ihm den Rücken stärkte und die Wutausbrüche der ängstlichen Mutter verminderte, sperrte auch ich mich in ein inneres Gefängnis aus Höflichkeit, Pünktlichkeit und Genauigkeit ein.

So wollte ich in Zukunft jeden Konflikt und jede Enttäuschung vermeiden.

Heute funktioniere ich, Henri Feddersen, fünfunddreissig Jahre alt, mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks und esse vor lauter Einsamkeit jede Menge Schokolade ohne dabei dick zu werden.

Scheinbar ehrlich und aufrichtig verbringe ich meine Tage in Routine und habe dabei eine Wut im Bauch, dass nur so die Fetzen fliegen.

Nur, dass ich wütend bin, ist mir nicht bewusst.

Ich verdränge es.

Höchstens meine ständigen leichten Blähungen weisen mich darauf hin.

Ich rede mir aber immer noch ein, dass sie vom Salat her kommen, den ich in rauen Mengen verschlinge.

Natürlich übe ich auch einen Beruf aus, der ganz und gar zu mir passt.

Ich bin Treuhänder und damit ärmer dran als jeder Beichtvater.

Schonungslos bekomme ich jeden Tag die nackten Zahlen auf den Tisch serviert und verliere dabei jeglichen Glauben an eine gerechte Welt.

Ohne zu murren setze ich mich immer wieder neu der Gefahr aus, ein Magengeschwür zu bekommen.

Ich kann wirklich von mir sagen, dass ich Heiliges und Unheiliges in mir vereine.

Darum stösst mir auch zu, was ich am meisten fürchte und ich bekomme trotzdem, was ich mir wünsche.

Meine inneren Spannungen baue ich am besten durch Atmung und sanfte Bewegung ab.

Und weil ich meine Probleme am liebsten innerhalb von klaren Leitplanken löse, spiele ich zum Ausgleich Minigolf.

Jeden Dienstag von 19.00 bis 21.30 Uhr.

An diesem warmen Frühlingsabend stehe ich wieder genau um 19.15 Uhr vor Loch Nr. 8.

Ich atme noch einmal tief durch und schlage den Ball mit dem jahrelang antrainierten Feingefühl ab.

Genüsslich schaue ich ihm nach, wie er die schmale Rampe hoch rollt, etwas später mit einem „Plopp“ wieder auf die Bahn zurückfällt und dann geradewegs auf das kleine schwarze Loch zusteuert.

„Heiliger Strohsack, das war viel zu stark!“ höre ich **sie** da zum ersten Mal. Ein Ball von Bahn Nr.10 durchschlägt das Gebüsch, hüpfte auf meine Bahn, schubst um Haaresbreite meinen Ball von seiner Erfolgslinie, schlägt an die Bande, rollt zurück und fällt eine Sekunde nach meinem Ball ebenfalls ins Loch.

Ich nehme gerade die beiden Bälle heraus,
da bricht sie durchs Gebüsch: Nelly Butterfly, 29, Uhrmacherin.

„Ach, du lieber Himmel“, sagt sie, als sie meinen verdutzten Blick bemerkt. „Meistens habe ich meine Emotionen im Griff. Aber manchmal habe ich so eine Wut im Bauch, dass ich einfach eins draufhaue. Ich kann richtig rabiat werden, wissen sie. Das ist so befreiend. Entschuldigung.“

„Aber getroffen haben sie trotzdem“, sage ich und gebe ihr den Ball zurück.

Von da an spielen die brünette Nelly und ich jeden Dienstag gemeinsam Minigolf und ich finde dabei heraus, dass ihr Herz so richtig gut tickt.

Oh, es ist nicht so, dass sie von mir nicht noch einiges lernt.

Ganz besonders im Bereich der Bahnbeobachtung hat sie doch einige Defizite.

Trotzdem sind wir uns ebenbürtig.

Wenn ich bis zur letzten Bahn nicht mindestens fünf Punkte Vorsprung habe, kann ich sie selten schlagen.

Habe ich vorher noch so perfekt gespielt, so flattern mir im entscheidenden Moment doch die Nerven und ich verbocke die ganze Sache.

Sie dagegen haut einfach drauf und jubiliert.

Bis zum Sommer sind wir uns so vertraut, dass ich es wage, sie zu meinem Lieblingsspaziergang um den Baggersee einzuladen.

Seit Jahren laufe ich da schon jeden Donnerstag drum herum.

Allein natürlich.

Jetzt gehen wir zu zweit.

Wir treffen uns immer um 19.00 Uhr beim alten Bad.

Dort zeugt nur noch ein altes Plumpsklo mit einem ausgeschnittenen Herz in der morschen Holztüre von vergangenen Zeiten.

Heute badet hier niemand mehr.

Der See und das angrenzende Naturschutzgebiet sind ein Tier- und Schutzparadies für andere Vögel (äh Tier und Vogelschutzparadies).

Die wöchentlichen Begegnungen mit Nelly und der Duft ihres Chanel No. 19 beschwingen mich bis im September so sehr, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben aus meinen fest eingefahrenen Grenzen ausbrechen will.

An diesem Donnerstag verlasse ich wie immer genau um 18.30 Uhr mein Büro.

Den ganzen Tag war ich schon leicht nervös.

Dummerweise hat mich ein Freund am Mittag zu einem Stück Zwetschkuchen eingeladen und ich konnte natürlich nicht Nein sagen.

Dann war am Nachmittag noch der grüne Herbert da.

Jener, der für sein soziales Engagement Stundenansätze verrechnet, dass der Himmel weint.

Es hat mir nur noch Pfarrer Lederkopf gefehlt, dann hätte ich schon im Büro erbrochen.

So habe ich nur leichte Blähungen, als ich in den Bus steige.

„Tolles Wetter“, sage ich zum Fahrer.

„Der Schwüle nach kommt aber bald ein Gewitter.“

„Ach was“, denke ich, als ich bemerke wie ein Punk auf meinem angestammten Sitz hockt.

Ich habe aber keine Zeit um mich darüber zu ärgern, denn ein angenehmes Ziehen in meinem Unterbauch erinnert mich daran, dass ich jetzt endlich überlegen sollte, wie ich es ihr genau sagen möchte.

Am Kiosk bei der Endstation kaufe ich fünf rote Rosen.

Donnergrollen und Wetterleuchten läuten die letzten fünfhundert Meter Fussmarsch bis zum Treffpunkt ein.

Der erste Blitz zerreisst wenig später den schwarzen Abendhimmel.

Mein Magen knurrt jetzt hörbar.

Ich meinte, ich müsse furzen.

Aber oha, nein..., nein..., das darf doch nicht wahr sein!

Mit den ersten Regentropfen bekomme ich kalten Schweiß auf die Stirn.

Panische Angst ergreift mich.

Ich suche nach einem dicken Baum hinter dem ich verschwinden könnte.

Doch bei der einzigen Pappel weit und breit knutscht ein Liebespaar.

Mit dem Einsetzen des Gewitters weiss ich, dass ich meine innere Sturzflut nicht mehr lange halten werde.

Verzweifelt beginne ich zu rennen.

Nach der letzten Wegbiegung taucht Nelly im roten Sommerkleid vor mir auf.

Ihre Augen leuchten mir entgegen.

Ihr Mund formt ein Lächeln.

Ich starte den Nachbrenner, setze zum Endspurt an und drücke der völlig überraschten Frau im Vorbeirennen die Rosen in die Hände.

„Entschuldigung Nelly, ich kann nicht. Ich muss...“

Gleich darauf zerre ich die Türe vom alten Plumpsklo auf, schlage sie hinter mir zu, reisse mir im letzten Moment die Hosen runter und seufze kurz danach erleichtert: „Aaaaaaahhh. Geschafft.“

Bald darauf breitet sich die wohltuende, nachorgastische Entspannung warm in mir aus.

Damit setzt auch mein Denken wieder ein.

Traurig schaue ich durch das Holzherz in der Türe.

Von Nelly keine Spur.

Selbstmitleidig lege ich mir die rechte Hand auf den Bauch und reibe mir mit der Linken mein Kreuz.

Das ist das einzige, was mir jetzt einfällt um noch einen letzten Rest von Haltung zu bewahren.

Ich bin drauf und dran zusammenzuklappen um dann selber im Scheissloch zu versinken.

„Jesus, denk an mich in deinem Reich“, stöhne ich durch die Türe und weiss nicht, dass ich damit die Minimalbedingungen erfülle um selber ins Paradies zu kommen.

Mit einem Ruck reißt Nelly die WC-Türe auf.

„Mensch, stinkt das hier. Daran ändert auch mein Sonntagsparfüm nichts!“

Pudelnass kommt sie trotzdem zu mir herein und hockt sich neben mich aufs Brett.

„Was soll das Ganze: Ich kann nicht. Ich muss...?“ fragt sie.

„Nein, nein, Henri, ich muss nicht allein im Regen stehen.

Genauso wenig wie du alleine hier drinnen hocken musst.

Und was kannst du bitte nicht?“

„Dir sagen, dass ich dich von Herzen gern habe“, stottere ich.

„Na also, geht doch“, sagt sie und drückt mir die Rosen wieder in die Hand.

„Und weißt du, was du jetzt machst, Henri?“

„Nein, was?“

„Jetzt ziehst du dir die Hosen wieder rauf, kommst mit mir hinaus und sagst es mir gleich noch mal: „Ich liebe dich“

Das wird die Wende in meinem Leben.

In Zukunft werde ich auch noch Treuhänder sein.

Aber viel gelassener und erfolgreicher als jetzt – auch bei Durchfall und beim schwiegen Leuten wie zum Beispiel beim „grünen Herbert oder bei Pfarrer Lederkopf“.

In Zukunft werde ich beim Minigolf auf der letzten Bahn befreit draufhauen und unter dem tosenden Applaus unserer Kinder entweder galant einlochen oder fünf Mal danebenhauen.

Und um meine entzückende, leicht neidische Frau Nelly zu trösten, kaufe ich ihr jedes Jahr im September fünf rote Rosen.